

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Telephon: 18698.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blaubroschüre 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Postgebäude. Telephon: 2721.

Parteigenossen!

Der Magdeburger Parteitag ist vorbei. Er endete mit einer schweren Enttäuschung der bürgerlichen Welt. Das Schauspiel der Selbstzerfleischung, auf das jene Kreise sich schon gefreut, hat ihnen der Kongress nicht geboten. Mit Zähneknirschen und Ingrimm mußte die bürgerliche Presse das hohe Niveau der Debatten anerkennen, das von keiner einzigen bürgerlichen Partei erreicht wird. Dürfen diese Parteien doch nicht einmal wagen, ihre Kongresse öffentlich abzuhalten! Der national-liberale Parteitag, der am nächsten Sonntag in Kassel zusammentritt, muß hinter verschlossenen Türen tagen. Die Gegensätze, in denen sich die nationalliberale Partei zerfleischt, sind viel zu tief, viel zu unversöhnlich, als daß sie daran denken könnte, gleich der Sozialdemokratie in vollem Lichte der Öffentlichkeit zu beraten. Und diese Parteien, die so schwach, so zerrissen, so zerklüftet sind, fasseln von einer Spaltung innerhalb der stärksten, geschlossensten, entschiedensten Partei, die es in Deutschland gibt, innerhalb der Sozialdemokratie!

Die Gegner sind enttäuscht und schäumen vor Wut. Der Ausfall der Reichstagswahl in Frankfurt-Lebus hat ihnen gezeigt, daß ihre jämmerlichen Klüfte nicht mehr verfangen. Bis in die tiefsten Tiefen unsres Volkes ist die Erbitterung über die schamlose Ausraubungspolitik der bestehenden Klassen gestiegen, die den Armen die Streichhölzer und das Bier, den Kaffeekonsumenten den Kaffee und den Tabak, das Brot und das Fleisch verteuern, sich selber aber vor jeder Belastung zu schützen wissen, für die im Gegenteil das Elend des Volkes eine unversiegbare Quelle des Reichtums und des frivolen Genusses ist. Der Fleischwucherer, unter dessen Geißelschlag heute die beschloßenen Massen seufzen, bringt den Großgrundbesitzern nach den Berechnungen des Professors Julius Wolf von der Universität Breslau jährlich einen Reingewinn von 400 Millionen, der Brotwucherer bringt ihnen jährlich 500! Und je mehr das Elend und die Not steigt, desto mehr steigt der Profit dieser Wucherer

und Gurgelabschneider. Die Empörung ist allenthalben so gewaltig, daß sie bei jeder Nachwahl sich von neuem und stets stärker offenbart. Die Sozialdemokratie eilt von Sieg zu Sieg. Dank ihrer unversöhnlichen Tobfeindschaft gegen die ausraubenden Klassen ist sie die Partei des allgemeinen Vertrauens geworden. Binnen zirka Jahresfrist hat sie 9 Mandate im Reichstage erobert.

In dieser Situation sammeln sich die Feinde. Am Sonnabend erklärte der nationalliberale Abgeordnete für Dresden, Herr Heinze, die Hauptsache sei die Niederwerfung der Sozialdemokratie, man müsse ein Zusammengehen mit den Konservativen vorbereiten. Und in Frankfurt a. O. erklärte am Montag nach der Niederlage seiner Partei der nationalliberale Abgeordnete Fuhrmann ganz offen:

„Daß hier der nationalliberale Kandidat dem Sozialdemokraten unterlegen sei, ließe manchmal Zweifel darüber aufkommen, ob Bismarck recht hatte, als er dem deutschen Volke das allgemeine gleiche geheime und direkte Wahlrecht gab.“

Mit andern Worten: man will dem Reichstagswahlrecht an den Kragen. Und mit Jauchzen antwortet diesem nationalliberalen Kriegsruf gegen das Grundgesetz des Deutschen Reichs die konservative Presse. Der Reichsbote schreibt:

„Andre Leute und Bismarck selbst haben nicht daran gezweifelt, wenn er es noch einmal zu tun gehabt hätte, würde er es nicht getan haben. Bismarck wurde dazu von den Nationalliberalen gedrängt und unsre Liberalen fordern ja jetzt die Einführung dieses Wahlrechts auch für den Landtag! Die Zeit wird kommen, wo man Reich und Staat retten muß vor diesem Wahlrecht, welches den unsinnigsten Rabikallismus zur Herrschaft bringt.“

Und hatte doch schon seinerzeit das linksliberale Leipziger Tageblatt wirklich geschrieben:

„Sollten die Reichstagswahlen wieder und wieder Erfolge der Sozialdemokratie bringen, so wird natürlich die Abänderung des Wahlrechts eines Tages eine absolute Notwendigkeit.“

Man sieht, wohin die Fahrt geht! Man legt dem Volk unerträgliche Lasten auf, und wenn es darauf mit

dem roten Stimmzettel antwortet, so steckt man ihm einen Knebel in den Mund, man raubt ihm das Wahlrecht. Gleichzeitig aber rüstet man sich, um mit Waffen-gewalt jede Opposition niederzuwerfen. Der Erlaß des Generals v. Bissing, der auf dem Magdeburger Parteitage ans Licht gezogen wurde, hat die letzten Zweifel darüber zerstreut: mit Maschinengewehren, mit Artillerie gegen das Volk! Mit blauen Bohnen will man die hungrigen Mäuler stopfen!

Parteigenossen! Noch niemals waren die Gegensätze so scharf wie jetzt. Das Unternehmertum der Eisenindustrie droht, Tausende und Hunderttausende fleißiger Arbeiter aufs Pflaster zu werfen, lediglich, weil sie von ihrem Koalitionsrecht Gebrauch machen. Das deutsche Proletariat soll in eine Schar blutender und stummer Sklaven verwandelt werden! Aber noch lebt

Die sozialdemokratische Presse.

Ihr heller Ruf tönt in die Stille unserer Tage mit belebender Frische, sie sammelt die Irrenden, organisiert die Massen, erfüllt sie mit Erkenntnis und Klarheit und führt sie zum Sturm gegen die Bastionen der Feinde.

Ihr gilt es jetzt neue Leser und damit neue Streiter zu werben. Nie war die Stunde dazu so günstig wie jetzt. Geht rastlos an die Arbeit. Fort mit der bürgerlichen Presse, die den Arbeitern in den Rücken fällt und für ihren Kampf nur Hohn und Verrat hat. Die

Leipziger Volkszeitung

ist die einzige treue Vorkämpferin der Unterdrückten. Was ihr für sie tut, das tut ihr für euch selber. Darum auf! Unermüdet ans Werk! Es gilt unsrer großen Sache, es gilt die Vorbereitung der Schlacht, die Vorbereitung des Sieges!

Seuilleton.

Das Heimweh.

Erzählung von Julius Rosen.

7) Rotham hatte bei Bruder Jonathan in Philadelphia seine Geschäfte beschleunigt; eine Unruhe, welche er noch nie gekannt hatte, trieb ihn zurück nach Neuyork.

Als er in dem Boote auf dem Flusse Karaton hinunterschwamm, überwältigte den verständigen Amerikaner eine unermeßliche Angst um sein Weib, sein Haus, oder um — Gott weiß was!

Auf großen Wellen liefen sie jetzt in den Hafen von Neuyork ein.

Sonst stand er, kam er von Philadelphia hierher zurück, mit untergeschlagenen Armen auf dem Verdeck, die Brust gehoben von Stolz auf die schönste Tochter Altenglands, seine Vaterstadt. Heute war sein Auge trüb.

Wenn er sonst an den grünen Inseln, welche wie Schildwachen vor der Stadt stehen, vorüberkam und die täglich wachsende Größe und Pracht von Neuyork überfah, nahm er seinen Hut herunter, blickte über die Schulter und flüsterte vor sich hin: „Gott segne meinen König Georg den Zweiten!“ Heute unterblieb Gruß und Spruch.

Wenn er sonst sich der südlichen Spitze der Manhattaninsel näherte, welche den Hafen in den nördlichen und östlichen Fluß teilte und die Stadt Neuyork auf ihrem Rücken von Norden meilenweit zwischen den beiden Strömungen heranträgt an die See, nickte er immer mit dem Kopfe und sagte, zum Steuermann Hancock gekehrt: „Es wird, es wird schon werden!“

„Mein es auch,“ entgegnete dieser.

„Es ist unser Neuvenerbig!“

„Gott geb uns sein Gedeihen!“

Heute lauschte Hancock vergeblich nach dem alten Gespräch; Rotham blieb stumm, düster hinausblickend nach den Häusergiebeln vom Broadway.

Ebenso schweigsam zahlte er das Fahrgeld im Hafen und bog in den mächtigen, schnurgerade von der südlichen Spitze an durch die Stadt laufenden Broadway ein; denn fast in der Mitte auf einem zurückweichenden Grasplatze zwischen einzelnen Bäumen stand dort ein Haus, von tiefbraunen Jersey-Quadersteinen gebaut, von welchen die grünen Jalouisen so schön abstachen.

„Da bin ich endlich!“ sagte er, und ihm wurde leichter um das Herz, als der Neger Poll, welcher Türhüter war, ihm wie ein liebender Hund entgegen sprang.

„Alles in Ordnung, Poll?“

„Nassa?“

„Nichts vorgefallen?“

„Weiß nichts, Nassa!“

„Lady Patrone?“

„Sehr fromm! Ist vor drei Abenden in die Kirche gegangen und noch nicht heim.“

„Ja!“

Mit einem krampfhaften Griff hatte Rotham den Neger gefaßt und weit hinein in den Grasplatz geschleudert. Ihm war es, als hätte er einen Schlag auf den Kopf bekommen.

Blöcklich aber richtete er sich in die Höhe, bog die Schultern zurück, daß sie krachten und die Brust weit vortrat. Die Unterklippe eingebissen, daß Blut unter den Zähnen hervorrieselte, trat er mit festen, hallenden Schritten in das Haus.

Seine Hausklaven hatten sich in die Winkel umher zusammengebuddelt, ohne sich zu bewegen, und ihre Augen rollten ihm überall unster und ängstlich entgegen.

„Wo ist John?“

„Hier!“

Beide sahen sich einander lange an. John ließ endlich den Schlüsselbund klappern.

„Woher hast du die Schlüssel?“

„Von Lady Patrone!“

„Gib her!“

Er schritt die Treppe hinauf zum Zimmer seiner Frau. Er schloß es auf; die grünen Jalouisen lagen vor den Fenstern. Er stieß es auf und sah in den Armen des porzellanenen Chinesen einen versiegelten Brief mit seiner Adresse liegen.

Lange drehte er ihn in der Hand hin und her; dann warf er ihn unerbrochen auf den Tisch und seinen Hut darüber, als hätte er damit das Unglück, das er nicht fürchtete, sondern mehr noch wußte, ungeesehen machen können.

„John!“

„Sir!“

„Bring Licht!“

Die Sonne war allerdings im Untergehen, doch war es im Zimmer noch hell genug, um einen Brief zu lesen. Das Licht kam; er winkte John zum Hinweggehen. So war er wieder allein.

Er küßte sich den Kopf vor der Brust, drückte sich wieder den Hut in die Stirn und nahm den Brief und fand die Worte:

„Lieber Rotham!“

Nur wenige Worte; denn zu viel sind diese für ein empfindendes Herz, und noch mehr immer noch zu wenig für den kalten Verstand.

Meine Pflicht ruft mich zur Pflege an das Krankenbett meines Vaters, der Raum zwischen hier und dort kann sie nicht aufheben. Wenn Du diese Zeilen empfängst, bin ich auf der Fahrt in die Heimat. Im übrigen bleibe ich Deine treue und gehorsame

„Jeanette.“
Wie bei Völkern, welche noch eine Zukunft haben, so wirkt bei dem einzelnen, welcher noch einen Kern in sich hat, ein heftiger Schlag eines zertrümmernden Schicksals wie der geschwungene Hammer eines Erzgießers auf die